

**Zeitschrift:** Pestalozziblätter  
**Herausgeber:** Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen  
Permanenten Schulausstellung  
**Band:** 10 (1889)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Aus Pestalozzis Umarbeitung seines Buches "Wie Gertrud ihre Kinder  
lehrt"  
**Autor:** Pestalozzi, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-917659>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Pestalozziblätter.

---

X. Jahrg. No. 6. Beilage zum „Schweiz. Schularchiv“. Dezember 1889.

---

Inhalt: Aus Pestalozzi's Umarbeitung seines Buches: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. — Aus Morfs Werk: Zur Biographie Pestalozzis, 4. Teil (Brief Pestalozzis an Antistes Hess 1807).

---

## Aus Pestalozzis Umarbeitung seines Buches „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“

Im Jahr 1807 erschien bei Heinrich Gräff in Leipzig „H. Pestalozzis Ansichten, Erfahrungen und Mittel zur Beförderung einer der Menschennatur angemessenen Erziehungsweise.“ 1. Band. 1. Heft; eine Fortsetzung durch weitere Hefte oder Bände ist nicht in den Druck gekommen. Morf bemerkt bei der eingehenden Besprechung dieser Publikation (III, S. 110): „Die durch Türk vermittelten Unterhandlungen mit diesem Verleger beginnen schon im Dezember 1804.“

Auf das Vorwort folgt in dieser Schrift die längere Arbeit: „Ein Blick auf meine Erziehungszwecke und Erziehungsversuche.“ In demselben setzt sich Pestalozzi vor, nach drei Gesichtspunkten sich auszusprechen, in welchen ihm die Möglichkeit ruht, die Erziehungskunst auf einen absolut befriedigenden Punkt zu erheben. Diese Möglichkeit ruht:

„Erstens auf dem Dasein von Ansichten und Grundsätzen, die das Selbständige und Wesentliche der Menschennatur in Rücksicht auf die gegebenen Gesichtspunkte der Erziehung aufstellen und aussprechen.“

Nur die Darlegung dieses Gesichtspunktes hat noch in dem zur Veröffentlichung gelangten ersten Heft Platz gefunden. Pestalozzi leitet diesen „ersten Abschnitt“ mit folgenden Worten ein:

„Ich wähle für den ersten Gesichtspunkt den dritten, vierten, fünften, sechsten, siebenten und achten Brief aus dem über unsern Gegenstand in Arbeit liegenden Manuskripte,“ und diese sechs Briefe sind denn auch wirklich zum Abdruck gebracht. Morf bemerkt (III, 119): „In seinen übrigen Teilen ist dasselbe (das Msc.) nicht mehr vorhanden.“

*Dieses Manuskript hat sich nun in den Akten, welche die Stadtbibliothek aus Niederers Nachlass besitzt, gefunden.*

Eigentlich sind es ihrer mehrere, Bruchstücke teilweise sehr auseinandergehender Bearbeitungen.

In einem derselben (Msc. D) geht der vermisste 1. und 2. Brief der in den Ansichten gedruckten Fortsetzung voran, in einem andern (C) wenigstens der zweite.

Dazu kommt noch die ursprüngliche nach Pestalozzis Diktat geschriebene Redaktion des ersten Briefes (A), und ein ebenfalls ursprüngliches, leider unvollständiges Diktat des zweiten (B).

Alle diese vier Stücke sind an Gessner, den Adressaten der Briefe „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, gerichtet und es ergibt sich aus ihnen klar, dass das Ganze eine neue Bearbeitung dieses Buches sein wollte und aus der ersten Zeit des Ifarter Aufenthaltes stammt, wo Pestalozzi, glücklicher als je zuvor und nachher, sich mit Krüsi zusammen literarischen Arbeiten hingab (Winter 1804—5).

Das ursprüngliche Diktat des ersten Briefes (A) setzt nämlich dreimal an, ehe es seinen jetzigen Eingang gewinnt. Nach der Titulatur: „1. Brief. Neu“ und der Anrede „Lieber Gessner“ heisst es in lauter durchgestrichenen Wendungen:

1. „Es begegnet mir, was selten der Fall ist — ich will dir die Briefe noch einmal schicken, die ich dir vor vier Jahren zugeschickt. Es ist mir seit dem Neujahrstag 1801 über den Gegenstand, über den ich damals mit dir geplaudert, vor . . . .“

2. „Der Gegenstand, über den ich dir vor vier Jahren geschrieben, ist nun.“ . . .

3. „Ich nehme die Briefe an dich wieder zur Hand und merke ihnen auf jeder Zeile an, dass sie vor vier Jahren geschrieben sind. Der Gegenstand (Korrektur: die Ansicht des Gegenstandes), über den ich damals mit dir redete, hat sich seither in mir und ausser mir so verändert, so erweitert und näher bestimmt . . . .“

Natürlich kann es nicht Aufgabe unserer Blätter sein, diese Manuskripte in einer kritischen Bearbeitung neu zu veröffentlichen, die bei dem grauenhaften Zustande Pestalozzischer Diktate (Streichungen ohne klare Abgrenzung, aufgeklebte Zettel u. s. w.) eine höchst zeitraubende, vielleicht sogar undurchführbare, und bei der Tatsache, dass für Brief 3—8 (Schluss des Msc.) schon ein Druck vorliegt [bei Seyffarth, Band XVII], kaum eine lohnende Aufgabe sein wird. Dagegen sollen hier der erste und zweite Brief folgen und zwar zunächst in der Form, wie sie das einzig zu vollem Abschluss desselben gelangte Manuskript (D) darbietet. Da aber das Hauptinteresse dieser Auferweckung darin liegt, dass Pestalozzi sich hier — zwanzig Jahre vor dem „Schwanengesang“ — über die Eindrücke seiner Jugendverhältnisse ausspricht, gedenke ich am Schlusse noch die Bruchstücke aus andern Redaktionen beizufügen, die eingehender diese Besprechung fortsetzen.

\* \* \*

### Erster Brief.

*Lieber Gessner!*

Wenn die Saat nach einem harten, langen Winter plötzlich entkeimt und ihr hoffnungsvolles Grün die Erde bedeckt, so freut sich der Sämann seiner künftigen Ernte — aber das, was er wirklich im Felde vor seinen Augen keimen und grünen sieht, ist noch unaussprechlich hinter dem zurück, was er hoffet; es ist Gras, das noch tauvolle Nächte, Regen und schwüle Tage fordert, ehe die Frucht, die er hoffet, gereift ist. Noch können Nässe und Tröckne und die Schlossen des Himmels sie vernichten — in diesem Zustande war mein Unternehmen, als

ich dir vor 4 Jahren davon schrieb. Seine Saat war in einem langen, ihr tödtlich scheinenden Winter erstorben in mir gelegen, jetzt keimt sie plötzlich; ferne, unendlich ferne von ihrer Reifung war ihr Entkeimen lebendig und prachtvoll, und du riefst mir zu: es ist einmal Zeit etwas von ihr zu erzählen. Ich tat es, aber ich konnte nur von ihrem Keime erzählen — noch war die Frucht in mir selber ferne von ihrer Reifung — sie ist jetzt noch nicht gereift, aber sie ist doch um vieles ihrer Reifung näher gekommen. Freund, es ist, seitdem ich dir geschrieben, so vieles begegnet; meine erste Ansicht des Gegenstandes hat schon so manche Prüfungsstunde durchlebt — sich in so vielen Rücksichten erweitert, näher bestimmt und berichtigt — dass das, was ich jetzt darüber sagen kann, dem, so ich damals darüber gesagt habe, gewiss so ungleich ist, als die keimende Frühlingssaat dem Zustand des Feldes in den Tagen, in denen die vom Boden erhobenen Halmé Ähren zu treiben beginnen und ihrer Reifung nahen.

Ich schreibe dir wieder, ich bin so übel verstanden worden; ich habe dir nur von der keimenden Saat geschrieben — aber ich kannte die Saat, ich wusste dass es kein Unkraut, keine schlechte Saat, und dass der Boden, in den ich sie geworfen, ihr angemessen und gut war, ich wusste, dass es gewiss möglich sei, sie zur Reifung zu bringen und redete von ihr mit der Zuversicht, die mir diese Gewissheit einflösste — aber man glaubte, ich sehe die nun keimende Saat selber für gereifte Körner an und hielt so ziemlich allgemein meine Hoffnungen darüber für eitle Einbildungen einer träumerischen Verirrung. Indessen ist sie fortgewachsen, und wenn ich sie schon jetzt noch nicht schneiden und in die Scheune bringen kann, so lässt sich doch nun für jedermann, der gemeines Gras von wachsenden Fruchthalmen unterscheiden kann, etwas mehr davon reden. Es ist wahr, Gessner! Ich habe in den Briefen hie und da wirklich geredet, als wenn die Ähren meiner Saat so reif wären, dass auch der härteste Dreschflegel sie nicht mehr verletzen könnte. Es war nicht der Fall, auch Kinder, die darüber hergingen, zertraten meine Saat und machten sie für den Augenblick unscheinbar — sie hat manchen solchen Fusstritt überstanden und meine Hoffnung, dass sie zu ihrer Reifung gedeihen werde, ist grösser als je. Kurz, wir müssen wieder einmal miteinander davon reden, und ich will wirklich Sorge tragen, dass ich mit diesen Reden jetzt weniger Ärgernis gebe und mehr erbaue als damals. Es ist wirklich wahr, die Briefe an dich sind nicht wie sie ein Mann hätte schreiben sollen, welcher will, dass die so sie lesen, und hauptsächlich auf deren Stimme die Leserwelt am meisten horcht — Ja!, und nicht — Nein! dazu sagen. Aber was machen? Ich kannte weder die Bücher der Welt, noch die Menschen, auf die die Bücherwelt am meisten horcht. Mein Versuch war mir nach meiner Überzeugung gelungen, ich hatte so lange warten müssen, ehe ich nur dahin kam ihn machen zu können, und ich war so froh, nur so weit gekommen zu sein. Jetzt erneuerte sein Gelingen mein Alter, ich war jugendlich mutvoll und beinahe jugendlich mutwillig in meinem Glücke, ich wollte zwar niemand weh tun, aber ich drückte das, was mir so grosse Freude machte lo lebhaft aus, dass es wirklich weh tat. Eins

aber ist gewiss, — wenn man mich gekannt hätte, so wäre man über vieles nicht unwillig geworden — und mancher der mich jetzt hören wird, wird lächeln müssen, dass er es damals also aufnehmen konnte. Der Missverstand war gross. Ich berühre eine einzige Stelle. Der Geist, der in meinem Buch von seiner ersten Seite bis auf seine letzte weht, ist das vollendete Zeugnis, dass ich meine Methode auf das Heiligtum des Organismus der Menschennatur zu bauen suchte, aber ich brauchte statt dieses Wortes das Wort: Mechanismus, und dafür beliebte man sich die Mühe zu nehmen, um dieses verfehlten Worts willen aus eigenem Kopfe ein Unvernunftsbild zu schaffen, von dem keine Spur in der Ansicht meines Buches liegt, und dann auszurufen: Seht welch eine Methode! Wir haben es aus dem Munde ihres Urhebers gehört, dass er das und nicht anders will, was wollen wir weiter Zeugen?

Freilich wäre es humaner gewesen, einem Menschen, der mit der Literatur und der Büchersprache unbekannt ist — und es so öffentlich gesagt hat, dass er damit unbekannt sei, ein gefehltes Wort zu korrigiren und das rechte oder dasjenige hinzusetzen, was den ganzen Geist des Buches ausdrückt, doch diese Missverständnisse sind mir tausendmal versüsst worden, durch den Eindruck, den das Buch auf so viele edle Menschen machte, die von seinem Geiste ergriffen, mit ihrem Herzen zu meinen Gunsten vorseilten und das, was im Buche noch so dunkel, noch so unbestimmt und verwirrt dargelegt war, selbst in ihrer Ahndung hoffnungsvoll und liebevoll aufnahmen, und unbefangen das, was als Tatsache angekündigt war, der höchsten Aufmerksamkeit und einer tiefern Prüfung würdig achteten. Es ist nun dieser guten edlen Menschen willen, die vom Bedürfnis der Zeit gleichsam mit mir selbst weiter getrieben, im Buche beinahe mehr sahen, als damals wirklich darin lag — warum es mich jetzt freut, noch einmal über den gleichen Gegenstand öffentlich zu reden und nachdem meine Ansichten desselben sich jetzt durch vierjährig fortgesetzte Erfahrungen näher bestimmt haben, den Standpunkt, auf dem meine Versuche gegenwärtig stehen, und die Geschichte des Ganzen, mit mehr umfassender Übersicht dir zu Händen des Publikums vor Augen zu legen. Du wirst mich über vieles kälter und kürzer finden, über anderes werde ich weitläufiger und ebenso lebhaft, als damals sein. Noch jetzt verjüngt mein Tun mein Alter, — aber die Ruhe meiner jetzigen Tage macht mich froher und heiterer, — sie reizt mich weniger gewaltsam und eifrig in der Darstellung von Ideen zu sein, denen immer mehr reifende Tatsachen von selbst allmählig mehr Luft machen und immer mehr machen werden.

Ich fange indessen da an, wo ich das erste Mal angefangen, nämlich ein Wort über das zu reden, was in meinem Leben als frühere Einleitung zu dem was ich jetzt tue und treibe, ins Auge gefasst werden muss.



Zweiter Brief. <sup>1)</sup>

Ich lebte in meinen Kinderjahren beinahe ohne alle Verbindung mit der Welt, wenigstens soweit diese Verbindung dem Menschen Kraft, Gewandtheit und ein gutes Benehmen im Umgang und in den Geschäften des Lebens gibt. Ich verlor meinen Vater früh, und dieser Umstand entschied über die Lücken meiner Erziehung, die mir durch mein ganzes Leben nachtheilig waren. Sie war indessen mit so vielem Guten verwoben, das ohne diesen Umstand auch nicht so gekommen wäre, dass ich auch hierüber das Wort nicht aussprechen möchte: ich wollte, es wäre anders gewesen. Er sagte auf seinem Totbette einer armen Magd, die kaum ein halbes Jahr bei ihm diente: verlass meine Frau nicht wenn ich sterbe, sonst sind meine armen Kinder alle verloren. Die Magd gab ihm ihre Hand und ihr Wort, blieb über dreissig Jahre im Dienste meiner Mutter, und verliess sie nicht, bis sie selbst von dieser Erde dahin schied. Was mein Vater ihr sagte war wahr, — wäre diese Magd nicht also bei uns geblieben, meine Mutter hätte ihre Haushaltung nicht beieinander behalten und uns nicht miteinander erziehen können, und wir wären zerstreut unter Fremden aller Erniedrigung und aller Verwahrlosung ausgesetzt gewesen, denen vaterlose Kinder, wenn sie Armuth halber auch von ihrer Mutter scheiden müssen, so allgemein ausgesetzt sind und denen wir es um so mehr gewesen wären, da gar viele Umstände zusammentrafen, um unser Schicksal in allen Rücksichten misslich zu machen. Meine Mutter war vom Lande, — das und vieles andere schied uns gleichsam von unsern nächsten Verwandten und machte unsern Zustand noch einsamer und hilfloser als er ohne diese Umstände gewesen wäre. Die Mutter verhehlte uns gar nicht, was wir dieser Magd zu verdanken haben, — sie floss uns im Gegenteil eine Ehrfurcht und eine Dankbarkeit gegen selbige ein, die sich in keinem von uns je auslöschen wird. Sie opferte sich aber uns auch ganz auf. Vom rohesten, gemeinsten, was die niedrigste Untermagd tun muss, bis zum höchsten, was nur von der geprüften Hausfreundin gefordert werden kann, das tat sie alles, und alles gleich anhaltend durch ihre ganze Dienstzeit. Während dem sie jeden Pfennig sparte, achtete sie auf unsere Ehre mit einer Zartheit die unglaublich ist; während dem sie vom Morgen bis in den Abend für uns auf den Füßen war, um durch Besorgung von Kommissionen für Verwandte ab dem Lande etwas Geld in das Haus zu verdienen, entging ihrer Aufmerksamkeit nichts von allem dem, was im Hause und für dasselbe zu tun war. Gessner, und dann gab sie diesem allem so gar keinen Wert, — wenn jemand zu ihr sagte: Sie tun doch viel für diese

<sup>1)</sup> Das ursprüngliche Diktat hat eine Einleitung:

„Gessner!

„Man fängt an, sich hie und da zu fragen, wie das was ich jetzt treibe und tue und was ich durch mein Leben immer getan und betrieben, eigentlich von früher Jugend auf in mich hineingekommen sei — und die Art der Entfaltung meines Geistes und meines Herzens hat wirklich soviel Eigenes und so vielen Zusammenhang mit der Art meines jetzigen Denkens und Handelns, dass ich es wirklich für schicklich halte, dich in diesem Briefe hievon zu unterhalten.“

Haushaltung, so war ihre Antwort: ich habe es versprochen und muss es halten. Sie schlug jeden Antrag zu einem bessern Dienste mit dem Wort aus: was denket Ihr von mir? und jeden Antrag zum Heiraten mit demjenigen: ich darf nicht. Gessner, eine solche Treue in der Welt ist wohl selten, — hast du eine solche gesehen? Gewiss. Du hattest einen Vater, der Liebe und Treue verdiente,<sup>1)</sup> und er hat sie gefunden; er hat sie in der Welt in ihrer ganzen Reinheit gesehen und erkannt. Hätte er es nicht, er hätte nicht von ihr reden können, wie er von ihr geredet hat! Er lebte aber auch noch in einer frömmern und bessern Zeit; steige du noch höher, steig zu den edelsten Tagen des Vaterlandes empor, — die Grosstaten unserer Väter, der Geist ihrer hohen Aufopferungskraft für Vaterland, Religion, Freiheit, Wahrheit und Recht, mit der sie unser Vaterland retteten ist nichts anders, als der hohe Geist der Aufopferungskraft meiner Magd, mit der sie unsere Haushaltung rettete und höher hob. In ihrer Treue an ihrem meinem Vater gegebenen Wort, wehte der Geist der Treue dieser Männer am Wort, das sie Gott und dem Vaterlande gaben und hielten. Das Wort meiner Magd: ich habe es versprochen und muss es halten, — dieses in unsern Zeiten so seltene Wort, war in den besten Zeiten der Väter das Wort aller braven, aller geachteten Leute im Lande. Du hörtest es in den Hütten des Dorfes wie in den Palästen der Stadt, in den Werkstätten wie in den Gerichtsstuben, auf dem Schlachtfelde wie auf dem Rathaus. Es war die Sprache des Selbstgefühls und der Zeuge der Kraft, die sie dahin brachte, Leib und Leben, Gut und Blut zu dem zu setzen, was sie als ihr Recht und als ihre Pflicht erkannten. Die Wirkung der menschlichen Kraftäusserung auf den menschlichen Geist und auf das menschliche Herz sind in jedem Zeitalter die nämlichen.

So wie ich die Treue meiner Magd in der ganzen Zeit meines Lebens ununterbrochen empfand, so wie sie wahrhaft mit erquickender Befriedigung vom frühen Morgen, bis an den späten Abend auf mich wirkte, so wie ich gleichsam täglich und stündlich in ihrem Schosse lebend und wachsend, mich täglich und stündlich versorgt fühlte, also empfand in den schönsten Tagen Helvetiens das Volk des Landes die Treue seiner vorzüglichen Väter gleichsam ununterbrochen in der ganzen Besorgung ihres Lebens, sie wirkte wahrhaft mit erquickender Befriedigung auf ihr ganzes Sein und auf ihr ganzes Tun, und es war nichts anders, als wenn der Mann im Lande, der ihrer Treue bedurfte, in jeder einzelnen Hütte gleichsam im Schosse derselben lebte, aufwuchs und sich versorgt fühlte. Gessner! Diese heilige Treue wirkte vorzüglich auf die Witwe, auf das Waislein, auf den Armen und Niedrigen im Lande.

Treue und Glauben und Aufopferung für Treue und Glauben war unsern Vätern gleichsam natürlich. Väterlicher Sinn und Liebe zum Volke und inniges Erbarmen gegen die Not des Gedrückten und mutvolle Tatkraft zum Schutze gegen das Unrecht war Sitte der Zeit, und so ist es wie die Wörter Vaterland,

<sup>1)</sup> Den Idyllendichter Salomon Gessner.

Religion, Freiheit, Eid, Pflicht und Recht dem Volke heilige Wörter wurden; die, wenn sie sich einmal in einem Volke zu diesem Range emporgeschwungen, so tief in den Geist und das Herz desselben ergreifen, dass es abergläubisch auch dann noch an ihnen hängt, (wann) alle Wahrheit derselben aus seiner Landesverfassung schon ausgelöscht ist, und ihr toter Überrest in seiner Mitte nur noch dasteht, der tote Überrest eines gesegneten Baumes, dessen Wasser im ewigen Sand versenkt, mit keinem Tropfen mehr in den Marmor emporsteigt, aus dem es sich Jahrhundert lang in segensreicher Fülle ergoss. Gessner! Die armen Völker bleiben den Wörtern Vaterland, Landesväter, Freiheit, Siegel und Brief auch dann noch anhänglich und setzen Leib und Leben, Gut und Blut auch dann noch zu ihrer Beschützung ein, wenn weder Vaterland noch Freiheit, weder Vatersinn noch Rechtlichkeit im Lande mehr ist, und diese Worte nur von schurkischer Selbstsucht und kleinlicher Anmassung wider das Volk, wider die Freiheit, wider die Wahrheit, wider Gott, wider das Recht und wider den Armen aus- und angesprochen werden. Noch ist das höchste Unglück des Landes nicht da, so lange das Volk an diese Wörter glaubt, wenn es schon ihre Sorge nicht mehr genießt, aber wenn es endlich auch aus diesem Traume erwacht, dann, ach Gott! wird sein Zustand fürchterlich, — wenn es endlich allen Glauben verloren, wenn es endlich mit Händen greifen zu können wähnt, dass diese Wörter im Munde derer, die sie brauchen, Betrug und Betrug wider es selbst seien. Was das Unglück dieses Zustandes zum höchsten bringt ist: Das Volk erwacht nie aus solchen Träumen, bis weit der grössere Teil desselben selbst tief schlecht ist, und findet, wenn es daraus erwacht, alles um sich her so eingerichtet, dass es notwendig, beinahe zwangsweise, immer noch schlechter werden muss. Das Zeichen einer solchen Zeit ist dieses: Dass von den Obern im Lande sich bald keiner mehr ausreden lässt, die Untern haben alle gegen sie — den Teufel im Leib; das Zeichen einer solchen Zeit ist dieses, dass von den Untern im Lande sich bald keiner mehr ausreden lässt, die Obern haben alle gegen sie den Teufel im Leibe. Der Säugling hört dann von seiner Geburtsstunde an in seiner Wohnstube den Fluch der Stände in dem Munde des Vaters, der Mutter ertönen — und der Mund des Vaters und der Mund der Mutter, ist ihnen ein heiliger Mund. Der Todesruf der Liebe: nimm dich in acht, traue nicht, du bist in des Feindes Land! schallet jetzt in der Wohnung des Friedens und umwandelt mit schrecklicher Kraft das gute Sinnen und Denken der Menschennatur in ein böses. Das Kind des Herrn wächst ohne Liebe auf, das Kind des Knechts ohne Vertrauen, und der Arme, der um ein Almosen bittet, findet nicht selten statt einem freundlichen Geber einen fluchenden Mann. Gessner! wie glücklich war ich, dass die lebendigste Erfahrung von der höhern Aufopferungskraft meiner Magd und von der Segensfülle ihrer Treue mir von Kindsbeinen auf eine hohe Achtung für die Menschennatur auch beim Niedrigsten im Volke eingeflösst hat; wie viel anders mussten mir die Angelegenheiten des Niedrigsten im Volke ins Auge fallen, und wie anders musste ich über den Geist der Vorsorge, deren der Arme im Lande ebenso wert ist, als er ihrer



bedarf, denken, als die Menschen darüber urteilen, denen von Jugend auf arm und schlecht, notdürftig und verachtungswürdig, nichts besitzend und nichts wert, als gleich bedeutende Worte vor die Ohren gebracht werden — als Menschen, die von Jugend auf nur immer hören, dass das gemeine Volk im Ganzen ein Gesindel, ein Pack, dass der Arme dem Lande nur zur Last, dass er nur den Reichen plage und ihn aussauge, und, was man immer an ihm tue, undankbar, unbrauchbar und unverbesserlich bleibe. Auch Menschen, die in ihrem Kreise mit Liebe und Wohlwollen leben, kommen in Zeiten, wo es Mode ist den allgemeinen Mann und den Armen mit einer so unwürdigen Wegwerfung ins Auge zu fassen, dahin, nichts Gutes, nichts Vorzügliches bei ihm zu suchen, und nicht, dass man ihn zu irgend etwas, das höhere Erhebung des Geistes und Herzens voraussetzt, Zutrauen schenken und ihn dazu brauchen könne. Damit steht da die Quelle alles Bemühens aus dem Armen etwas besseres zu machen, als man glaubt, dass er werden könne, still, und damit auch die Möglichkeit, die Anlagen der menschlichen Natur, wie sie Gott selbst gegeben, allgemein zu Kräften zu erheben, und der Religion, dem Vaterlande und der Menschheit nützlich zu machen. Dann bleibt der Arme freilich forthin ein Pack, ein Gesindel, er bleibt forthin dem Lande zur Last und dem Reichen zur Plage, und wahrlich so lange es so ist, undankbar, unbrauchbar und unverbesserlich. Es ist wahrscheinlich, die Menschen, die einst fragten: Kann auch aus Nazareth etwas gutes kommen? haben über den gemeinen Mann im Lande und den Armen eben also gedacht. Aber der Herzenskündiger hat ihnen auch deutlich gezeigt, was er der Liebe und den Aufmerksamkeiten, die sie nur in dem Kreise ihres Standes und ihren Verhältnissen ausüben, für einen Wert gebe: Wenn ihr nur die liebet, die euch lieben u. s. w. und hinwieder, was er auf die Aufmerksamkeit, für den gemeinen Mann und den Armen für ein Gewicht lege: Wer dem geringsten unter meinen Brüdern u. s. w. Der Vorwurf der Heiden, dass das Christentum die Religion derer sei, die sonst nichts haben, war seine schönste Lobrede.

Gessner! so wenig ich mich wundere, dass die Heiden also vom Christentum dachten, so wenig wundere ich mich, dass Kinder, deren Jugend in solche Heidentage der Lieblosigkeit und Härte gefallen, für allen Sinn unserer Väter in der Achtung und Sorgfalt für die Menschennatur, wo sie sich auch immer finde, verdorben sind, und die heilige Sache des Volkes und der Menschheit so unwürdig ins Auge fassen, als ich sie selbige durch mein Leben tausend und tausendmal ins Auge fassen gesehen. Aber du wunderst dich auch nicht, dass ich sie durch mein Leben nie also ins Auge gefasst habe, du wunderst dich nicht, dass ich in meinem Vaterlande diesfalls weiter wollte, als nur dahin, die Schlechtheit des Volkes denen unschädlich zu machen, die sich nicht zu ihm rechnen. Gessner! das war ja auch nicht das Gute derer, die sich nicht zum Volke rechnen, — was Gott mir zur Weckung des Guten, das in mir lag, mir durch mein Leben vor Augen stellte, es war das Gute einer armen Magd, in deren Geist und Kraft, in deren Tun und Leiden ich den Geist und die Kraft,

das Tun und das Leiden der Niedrigsten im Volke lebendig anschaute, was Gott zur ersten Weckung alles Guten, das in mir lag, mir vor die Sinnen stellte. Freund! Gott rettete mich, meine Mutter und meine Geschwister durch seinen Geist, wie er in hoher Reinheit, im niedern und verachteten Volke wehet, -- was wäre ich, wenn das Gute, das aus der Tiefe des Volkes so woltätig auf mich wirkte, mich nicht zu einem höhern Glauben an die Kraft der Menschennatur, auch im Verlassenen und Armen, und dahin empor gehoben hätte, dem Armen im Lande wieder geben zu wollen, was ich von ihm selber empfangen, und ihm durch mein Leben bis an mein Grab die Hand der Liebe zu bieten, wie er mir durch sein Leben bis an sein Grab die Hand der Liebe geboten hat.

Freund! Ein heiliges Dunkel umschattet das Hohe, das Gute, durch das sich das Edelste, das Innerste der Menschennatur, beides in den verachtetesten Zeitaltern und in den verachtetesten Klassen der Menschen in allen Zeitaltern ausspricht. Aber je mehr der Mensch in das Wesen der Menschennatur und dasjenige der Bedürfnisse der Erziehung, die durch dieses Wesen selbst bestimmt werden, eindringt, desto mehr fällt dieses Dunkel von seinem Auge, indem er im nähern Eindringen in die Wahrheit ihrer Stellung allenthalben auf Höhen stösst, in denen die ersten Vorzüge der Menschennatur sich erhaben und strahlend aussprechen. Aber so, wie durch dieses Eindringen das Höhere und Bessere dieser Menschenklassen und dieses Zeitalters sich [in] ihm, wie aus einem Dunkel entfaltet, so findet er hingegen durch dieses Eindringen in die Menschennatur das Niedrige und Entwürdigende der Menschennatur in den Glanz eines Nimbus gehüllt, der in den Erscheinungen der Welt das, was im Wesen der Menschennatur schwarz ist, als weiss, und das, was in derselben weiss ist, als schwarz in die Augen fallen macht.

Dann versöhnt sich der Mensch wieder mit den verachteteren Zeitaltern und mit den verachteteren Menschenklassen. Doch — was sage ich versöhnen? Er ist aus dem Irrtum gehoben, er freut sich der Wahrheit, lässt ihnen ihr Recht widerfahren und schämt sich der Zeit, die für hohen, einfachen Sinn, der in Liebe und Demut wahrhaft, und im Recht ohne Krümmung aber unerschütterlich fest einhergeht, keinen Sinn mehr hat und keinen mehr haben kann.

Das ist eine harte Rede, wer mag sie hören! ist freilich von jeher die Antwort auf jede Äusserung, die einen ernstern Blick in das allgemeine Verderben eines Zeitalters zum Fundament hat. Mag aber dieses immer über alles das, was das ewige Wesen und den ewig sich selbst gleichen heiligen Geist der innern Menschenbildung betrifft, gedankenlos und stumm sein: dieses vornehme Stummtun der offenen Gedankenlosigkeit und der offenen Herzlosigkeit kann den Mann, der, indem er tiefer in das Wesen der Menschennatur hineingedrungen ist, ihre Vorzüge in jedem Dunkel, das sie umhüllt, und ihr Verderben hinter jedem Nimbus, der sie umstrahlt, verbirgt, zu erkennen vermag, nur dahin bringen, das dringende Bedürfnis immer tiefer zu fühlen, dass unser Zeitverderben einer offenen Sprache und Erziehungsansichten rufe, die nicht bloss und nicht länger, wie faulendes Scheinholz

mitten im Absterben aller wahren Kräfte des Baumes, noch einigen Schimmer um die Nacht seines elenden Daseins herum verbreiten, sondern als wirklich guter, seinem Wesen angemessener, dem ganzen Umfang seiner Wurzeln genügender Lebenssaft seinen tief angegriffenen Stamm wirklich zu heilen und wieder herzustellen im Stande sind.

## Anhang.

### Erstes Fragment

(aus Msc. C; die in ( ) gesetzten Stellen sind im Original gestrichen; es schliesst an die Worte des 2. Briefs: „— Hand der Liebe geboten hat“ (S. 49, Z. 10) an und ist bezeichnet als: „3. Brief“).

Freund, ich liess meinem Herzen Lauf, aber ich kam damit von dem Faden ab, an dem ich dir einfach und schlicht den Gang meines frühern Lebens darstellen wollte.

*Liebe, Arbeit und Umgang* sind überhaupt die von der Natur selbst gegebenen Weckungsmittel der Gesamtheit der Kräfte unsers Geistes, unsers Herzens und unsers Körpers; es ist aber unmöglich, dass diese Gesamtheit unserer Kräfte allgemein und harmonisch geweckt werde, wenn diese Mittel nicht neben und miteinander und im Gleichgewicht unter einander auf die Bildung des Menschen einwirken. Die so notwendige Harmonie im Einfluss dieser drei Gegenstände mangelte meiner Erziehung ganz. Der<sup>1)</sup> seelenerhebende, Liebe und Aufopferung weckende Zustand, in dem ich bei einem angeborenen lebendigen Trieb zu einer jugendlich sprudelnden Tätigkeit im Geiste dieser Liebe und dieser Aufopferung lebte, war mit der höchsten Beschränkung in der Bildung zur Arbeit und in den Gelegenheiten zum Umgang verbunden, und das Unglück meines Lebens hat in seinem ganzen Umfang in diesem Umstand seine eigentliche Quelle zu suchen.

Gessner! ich muss darum über diese gedoppelte Lücke, die in meine Bildung hineinkam, etwas weitläufiger sein und will daher beides, sowohl den Mangel an einer meiner lebendigen Weckung zur Liebe verhältnismässig genügsamen Arbeitsbildung als den Mangel an damit ebenso verhältnismässig genügsamer Gelegenheit und Bildung zum Umgang besonders ins Auge fassen. In Rücksicht auf das, was ich für meine Bildung zur Arbeitskraft genoss und mangelte, muss ich einen Blick auf mein frühestes Hausleben und mein frühestes Schulleben hinwerfen. In Absicht auf das erste muss ich geradezu sagen: das Alltägliche und Gemeine, wodurch die meisten Kinder im Hause und ausser demselben im Angreifen und Behandeln von tausenderlei Dingen zu den gewohnten Fertigkeiten des Lebens, beinahe ohne dass sie es wissen und wollen, zum voraus vorbereitet und tüchtig gemacht werden können, mangelte mir ganz. (Es hätte bei meiner Lebhaftigkeit und bei meinem durch Liebe und für sie geweckten

<sup>1)</sup> Hier eine stilistische Korrektur des Diktats, von Pestalozzis Hand.

Trieb zur Tätigkeit weit mehr als bei hundert andern Kindern gefordert, mich diesfalls gut in Ordnung zu bringen. Ich genoss weniger als kein anderes). Da in meiner Kinderstube eigentlich so viel als<sup>1)</sup> nichts dafür vorhanden war, mich vernünftig und lehrreich zu beschäftigen und ich mit meiner Lebhaftigkeit gewöhnlich das verdarb und zu Grunde richtete, was ich ohne diesen Zweck in meine Hand kriegte<sup>1)</sup>, so glaubte man, das beste, was man diesfalls an mir tun könne, sei, zu machen, dass ich so wenig als möglich in die Hände nehme, damit ich so wenig als möglich verderbe. Kannst du denn auch gar nicht still sitzen? Kannst du denn auch gar nicht die Hände still halten? das war das Wort, das ich bald alle Augenblicke hören musste. Es war meiner Natur zuwider, ich konnte nicht stille sitzen, ich konnte die Hände nicht stille halten und wahrlich, je mehr ich es sollte, desto weniger konnte ich es. Wenn ich nichts mehr fand, so nahm ich eine Schnur und drehte so lange an ihr, bis sie keiner Schnur mehr gleich sah. Jedes Blatt, jede Blume, die in meine Hand kam, hatte das gleiche Schicksal. Denke dir den Fall, wo man ein<sup>1)</sup> in vollem Trieb sich befindendes Räderwerk in seinem Laufe gewaltsam verwirrt und hemmt und das Streben dieser Räder gegen die Hemmung ihrer Kraft, so hast du das Bild des Einflusses meiner Lage auf die Richtung meiner nach Entwicklung und Tätigkeit strebenden Kräfte. Je mehr diese gehemmt wurden, je verwirrter und gewaltsamer erschienen sie, wo sie sich immer zeigen wollten und zeigen konnten.<sup>2)</sup> (In dieser Lage war mir die Schule wirklich wohltätig, sie gab meinem Trieb zur Tätigkeit doch wenigstens von einer Seite Spielraum, Es hiess doch wenigstens jetzt: tue etwas — und nicht mehr blos: höre auf, unterlass, was du tust. Freilich war das, was ich auch hier tun sollte, nichts weniger als geeignet, die Lücken auszufüllen, die schon jetzt in meiner Bildung waren; im Gegenteil, das was ich hier tun und treiben musste, war hinwieder das Fundament zu neuen Lücken, und schien wie dafür ausgewählt, um das, was in der häuslichen Bildung an mir vernachlässigt worden, nur noch auffallender und die Folgen davon für mich noch drückender zu machen. Das Schulleben erhöhte noch selbst durch das, was es mir Gutes gab, den Nachteil der Lücken meiner Bildung und vollendete das Verderben ihrer Folgen. Es ist ein Glück für die Welt, dass die Einseitigkeit in der Bildung der Menschen nicht gleich verwirrend, drückend und auffallend ist. Ein einseitig aber kraftvoll gebildeter gemeiner Berufsmensch kommt durch seine Einseitigkeit ohne Vergleichung weniger von der Natur weg als ein einseitig gebildeter Büchermensch dadurch von derselben wegstößt. Es kann nicht anders sein, es ist im Berufsleben und allem, was dazu gehört, selbst mehr Natur als im Bücherleben und allem, was sich an dasselbe gewöhnlich noch anhängt. Wenn ein Bauernknabe nur mit dem Vater täglich ins Feld geht, an seinem gewöhnlichen

<sup>1)</sup> Hier eine stilistische Korrektur des Diktats, von *Pestalozzis Hand*.

<sup>2)</sup> Von hier an ist Alles gestrichen und durch eine andere Redaktion ersetzt, die aber weit mehr von allgemeinen Gesichtspunkten geleitet wird, so dass wir für unsern Zweck die nachfolgende ursprüngliche Fassung vorziehen.



Tun, soweit er kann, teilnimmt und bei Haus und Hof, in Arbeit und Spiel das, was seine Kameraden gewöhnlich tun, auch mitmacht, so genießt er dadurch geradezu die Bildung, die er nötig hat, um bei Haus und Hof, in Holz und Feld sich als der gebildetste, der verständigste, der brauchbarste und fleissigste Bauernknabe hervorzutun und kann in allen Spielen unter seinen Kameraden als der gewandteste, schlaueste, als der Anführer Aller erscheinen, ohne dass er dafür nötig hat, irgend etwas zu verstehen, was man in der Schule lernt und ohne dass es in seinen Geschäften und Spielen auf eine merkliche und stossende Art auffällt, dass er nicht darin gewesen. Hingegen ein Kind, das im Hause an keiner Arbeit, weder des Vaters noch der Mutter, weder des Knechtes noch der Magd teilnehmen und bei den Knaben seines Alters nicht als Kamerad ihre Spiele mitmachen kann, muss notwendig in der Kraft der Besorgung von häuslichen Gegenständen, in dem Grade als ungebildet, ungeschickt und unbrauchbar zurückstehen, als das andre sich darin hervortut, es muss notwendig dahin kommen, bei den Spielen seiner Kameraden, entweder ohne es wagen zu dürfen daran teilzunehmen, auf die Seite zu gehen, oder sich ihrer lauten Ausspottung und jedem kränkenden Missbrauch seiner Schwäche ausgesetzt sehen. Dagegen schützt ein solches Kind kein Schulgehen, kein Schuleifer, kein Schulloß, kein Schreiben, kein Rechnen, kein Latein, kein Hebräisch, kein Katechismus und kein Psalter; im Gegenteil, der einseitige träumerische Wert, den so ein Kind allem diesem gibt, die unverhältnismässige Kraft und Zeit, die es darauf verwendet und allem andern entzieht, der Eifer, mit dem es sich in diese Gegenstände hineinwirft, pflanzt ihm für alles andere, was es sonst in der Welt sein können und tun sollte, eine den Charakter des Menschen in der wirklichen Welt allgemein tötende Gleichgültigkeit ein und bringt es dahin, dass es selbst den Anspruch auf allgemeine Brauchbarkeit und Tüchtigkeit in den Geschäften des Lebens zum voraus fahren lässt und sich dadurch nicht einmal erniedrigt achtet. Das gute Kind träumt sich, in dem, was es in der Schule lernt, einen Ersatz gewonnen zu haben, der ihm das Andere entbehrlich mache. — Aber es irrt sich: die Welt müsste anders sein als sie ist, wenn ihm diese allgemeine bürgerliche Brauchbarkeit sollte entbehrlich gemacht werden können, und die Schulen müssten anders sein, wenn diese ihm einen Ersatz gegen das Unentbehrliche sollten geben können. Aber nein, ewig gibt die Schule einem für Haus und Hof, für Holz und Feld nicht gut gebildeten Kind keinen Ersatz für das, was ihm mangelt; im Gegenteil aber findet das Kind, das für Haus und Hof, für Holz und Feld gut gebildet ist, dadurch ein Fundament und eine Kraft in sich selbst, die ihm alles, was es in der Schule lernen kann, leicht und fruchtbar macht. Wer Beispiele gesehen, wie bis in ein ziemliches Alter in allem, was die Schule gibt, vernachlässigte aber häuslich gut erzogene Kinder mit Riesenschritten alles diesfällige nachholen, mit welcher Leichtigkeit sie alles dieses begreifen und festhalten und mit welcher Lebendigkeit sie es benutzen und anwenden, — wer solche Beispiele gesehen und



genau aber vorurteilsfrei ins Auge gefasst hat, dem muss es auffallen, dass, wenn die Welt in den Einrichtungen, die sie für die Ausbildung unsers Geschlechts allgemein getroffen, nicht diesen Gesichtspunkt ganz übersehen hätte, die Schulen aller Welt anders wären als sie in aller Welt wirklich sind; und dass man denn wohl in den häuslichen Übungen das Fundament aller fruchtbaren Schulübungen, aber ewig nie in den Schulübungen einen Ersatz der mangelnden häuslichen Übung suchen würde).

### Zweites Fragment

(als Seite 3 und 4, wahrscheinlich von Msc. B, bezeichnet; schliesst ungefähr dem Inhalt nach da an, wo die im ersten Fragment gestrichene Stelle beginnt; das Rückblatt ist abgeschnitten.)

. . . . . Bedürfnis in mir. Was bei einer natürlichen Führung keinen Reiz für mich hätte haben können und mich wahrscheinlich bei meiner Lebhaftigkeit angeekelt hätte, das machte mir jetzt Freude. Ich lernte gern — und da ich mich auch zu allem andern ungeschickt fühlte, tat ich auch nichts als lernen. Der unersetzliche Mangel an Bildung zu bürgerlicher Brauchbarkeit sollte, wo er immer eintritt, durch die Schule gehoben werden. Das ist aber freilich ganz das Gegenteil. Kinder, die die vorzüglichste Erziehung zu bürgerlicher Brauchbarkeit genossen, gefahren, durch den Schulschlendrian im Wesentlichen ihrer diesfälligen Bildung stille gestellt und verwirrt zu werden — und wenn das am grünen Holze geschieht, was muss man in dieser Hinsicht von dem Einfluss der Schulen auf Kinder besorgen, die das Unglück haben, hierin häuslich hintangesetzt zu werden. Ich verlor bei meinen Büchern alles Gefühl des Bedürfnisses dessen, was mir mangelte; ich glaubte beinahe, es lasse sich nichts besseres mit den Händen machen, als Bücher und Federn darin zu halten. Zu meiner Zeit waren die Schulmeister dann noch die unbehülflichsten Menschen, die es in der Stadt gab, alle, vom ersten bis zum letzten, ihres Handwerkes bis auf den Tod müde, und wenn wir dann allemal anderthalb Jahre bei einem solchen Menschen ein Schulpensum absolvirt hatten, so wurden wir dann zu einem andern promovirt, der wieder auf eine andere Art eine lächerliche Gestalt war, aber uns freilich in seinem Latein und in seinem Griechisch um anderthalb Jahre weiter brachte, als wir vorher waren. Dieses Leben in Büchern war indessen das einzige, was mich weckte. Da ich nicht in der wirklichen Welt lebte, kam ich doch in eine andere und gefiel mir nun soviel mehr darin, als ich in der ersten nichts war. Zwar sah bald jeder Knabe, was mir mangelte und machte sich lustig darüber, aber die Herren Präzeptoren (über die sich die Knaben oft wie über mich lustig machten und die das, was den Knaben an mir mangelte, selber nicht hatten) spürten den Höcker nicht, den ich diesfalls mit mir herumtrug (und der mir täglich grösser war und grösser werden musste). So unbrauchbar und träumerisch ich aufwuchs, genoss ich Lob und —

### Drittes Fragment

(ohne irgend welche Bezeichnung des Zusammenhangs), es schliesst auf der Mitte der Rückseite ab).

Der offene Gang des Zeitpunktes war wider diesen höhern Sinn [wohl der häuslichen Kraft und Bildung] und ihrer viele, die erhaben erschienen in allem was sie redeten, erschienen kleinlich und kraftlos in dem, was sie taten. Selbst

Bodmer, mein Liebling und Vater, kannte das Tun und Treiben der Gegenwart nicht, indem er uns den Geist der Vorwelt eröffnete. Er gab dem Jüngling keine Kraft für das Leben der wirklichen Welt, er hob ihn zu einem unermesslichen Mut und liess ihn entblösst von allen Mitteln; sein idealisches Sein reizte uns unaussprechlich. Scharen von Jünglingen hörten ihn ohne Schaden; ihre Väter kannten die Welt und sie lebten täglich in der Anschauung des Gegenteils von allem dessen, was Bodmer ihnen sagte. Es konnte also nicht tief in sie greifen. Wie ein Hausvater, der auf sein Hausbuch achtet und auf seinen Gewer, den Kalender allenfalls zur Ergötzung mitnimmt, so achteten die Söhne der Geschäftsmänner auf die Wahrheit der täglichen Verhältnisse, in denen sie in ihrem Hause lebten, und nahmen, was Bodmer ihnen sagte, so mit, ohne dass es ihnen eigentlich weder kalt noch warm machte. Mir machte es mein Innerstes glühen<sup>1)</sup>. Es konnte nicht anders; es schloss sich an alle Träume, die in mir selbst lebten und an mein Herz, das wohlwollend war und Gutes zu tun und Gutes zu stiften mit einem Feuer suchte, das unauslöschlich war. So sah ich das Elend des Volkes, so sah ich den niedrigen, selbstsüchtigen Sinn, der um mich her niederdrückte und elend machte, was emporkeimen und glücklich hätte werden können. Der Schein der Tage blendete mich ganz, ich glaubte an die Menschen, die schön redeten, und an die Jünglinge, die meinen Bodmer Vater nannten.

### Aus Morfs Werk: „Zur Biographie Pestalozzis“, IV. Teil.

Im Jahre 1807 begann die Publikation der „Wochenschrift für Menschenbildung, herausgegeben von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden“ und redigirt von Niederer. Pestalozzi setzte grosse Hoffnungen auf dieses Unternehmen; er erwartete von ihm Klärung der Urteile über seine Methode und rasche Verbreitung der letztern. So liess er sich's denn angelegen sein, seinen alten Freunden und Bekannten den Prospekt der Wochenschrift zugehen zu lassen und sie um Vermittlung desselben an ihre Umgebungen zu bitten. Namentlich tat er dies seiner Vaterstadt gegenüber; von den 18 Briefen, die er dorthin schrieb, hat Morf die bezeichnendsten im Auszug wiedergegeben; wir wählen aus ihnen denjenigen an Antistes *J. J. Hess*. Hess, 1741 geboren, gehörte zu der Generation älterer Studienfreunde Pestalozzis, wie der im nämlichen Alter stehende Lavater. Seine vermittelnde Sinnesart scheint ihn aber den Kreisen der Studirenden, die, um Bodmer geschaart, in der helvetischen Gesellschaft zur Gerwe und im „Erinnerer“ kühne Kritik an den damaligen politischen Zuständen übten und denen auch Pestalozzi sich angeschlossen, ferne gehalten zu haben. Als Verfasser des Lebens Jesu und der Apostel war er dann populär theologischer Schriftsteller von weit ausgebreitetem Rufe geworden; seit 1795 Antistes, lenkte er das Schifflein der zürcherischen Kirche mit ruhiger und milder Hand; selbst in den Stürmen der Revolution erhielt er sich Besonnenheit und Unbefangenheit des Urteils. Aber seiner Sinnesart entsprach doch die teilweise Wiederherstellung der frühern Verhältnisse, wie sie die Mediation mit sich brachte, besser. Der neuen Pestalozzi'schen Lehrart stand er ruhig prüfend gegenüber; noch sind die schriftlichen Fragen und Antworten erhalten, die er mit Joh. Büel zur Orientirung über dieselbe im Oktober 1803 austauschte (Pestalozzi-Blätter 1885 S. 33 ff.); zu den Vertretern der Pestalozzischen Richtung zählte er nicht, und dem stürmischen Eifer der Pestalozzianer im Erziehungsrate gegenüber mag er wohl ungefähr die nämliche

<sup>1)</sup> Statt „glühen“ stand ursprünglich, ist aber durchgestrichen: „brühheiss.“